

Sind die Sozialwissenschaften Naturwissenschaft?

Markl, Hubert

Veröffentlichungsversion / Published Version

Konferenzbeitrag / conference paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Markl, H. (1987). Sind die Sozialwissenschaften Naturwissenschaft? *ZUMA Nachrichten*, 11(21), 1-19. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-210102>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Sind die Sozialwissenschaften Naturwissenschaft?

Festvortrag anlässlich des Symposiums "40 Jahre Institut für Demoskopie
Allensbach", Bonn, 29. September 1987¹⁾

von Hubert Markl, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Wer nicht widerstehen kann, muß hier stehen: Wer nämlich nicht widerstehen kann, wenn ihn Frau Noelle-Neumann um einen Gefallen bittet, vor allem, wenn einen jemand so wie Frau Noelle-Neumann um einen Gefallen bittet. Da ist es eben leichter, hier zu stehen als zu widerstehen. Und deshalb stehe ich jetzt hier.

Ich kann schon gar nicht widerstehen, wenn die Einladung lautet: "Sie können reden, worüber Sie wollen." Das hat in diesem Fall dazu geführt, daß ich über ein Thema sprechen oder besser: laut nachdenken werde, von dem ich nicht genug verstehe. Dies Eingeständnis ist allerdings trivial: Wovon könnte einer schon genug verstehen? Viel wichtiger dürfte es sein, daß ich von dem gewählten Thema genug nicht verstehe, um nämlich nicht sogleich den Mut zu verlieren, darüber zu sprechen. Laut nachdenken will ich vor und mit Ihnen über eine Frage, auf die es wohl nur eine Antwort geben kann. Sind die Sozialwissenschaften Naturwissenschaft? Ja selbstverständlich nein! Das selbstverständliche Ja und das selbstverständliche Nein miteinander zu konfrontieren und den darin liegenden Widerspruch zu überwinden, indem ich erkennbar zu machen suche, daß erst der Widerspruch, als unüberwindbar akzeptiert, der Wahrheit näher führen kann, das soll das Ziel meiner nun folgenden Bemühungen sein.

Lassen Sie mich mit der Feststellung beginnen, daß ich es falsch fände, der scheinbar bipolaren Formulierung meines Themas mehr als vortragspraktische Bedeutung beizumessen, die knappe Zeit zwingt zur Beschränkung. Ich werde daher nur von einem kleinen Ausschnitt möglicher Erfahrung handeln. Wie ich noch eingehender besprechen werde, wäre es in zweifachem Sinne falsch, dies für das Ganze zu halten. Erstens zerfällt die Wirklichkeit nicht in zwei Teile: hier die Natur, dort die Gesellschaft. Dies ist jedenfalls nicht meine Sicht der Dinge. Und auch in zweitem Sinne rede ich nicht einer Dichotomie das Wort. Alle Wissenschaft handelt ja über Erfahrung mit einer vermittelbaren Wirklichkeit, das heißt einer Wirklichkeit, an deren Erlebnis und Erkenntnis man andere, im besten Falle möglichst viele Mitmenschen teilhaben lassen kann. Ich will mit meiner Themenstellung nun keineswegs suggerieren, daß es zwei und nur zwei wissenschaftliche Arten der Wirklichkeitserfahrung gebe: eine naturwissenschaftliche und eine sozialwissenschaftliche, oder wie

manche in Anlehnung an englischen Sprachgebrauch sagen: eine scientistische und eine humanistische, die der Sciences und die der Humanities. Ein solcher Denkansatz wird nämlich schnell mit Charles Percy Snow's berühmtem und von vielen, jedenfalls für unsere hochentwickelten Industriegesellschaften, als sehr erklärungs mächtig angesehenen Bild von den zwei Kulturen – der naturwissenschaftlich-technischen und der geistes- und sozialwissenschaftlichen – in Zusammenhang gebracht, so als ob aus diesen beiden als einzig möglich angesehenen Erfahrungs- und Erkenntnisweisen, also Weltansichten, notwendigerweise zwei ganz verschiedene, miteinander unvereinbare, konkurrierende Organisationsformen des ganzen menschlichen Daseins folgen müßten, zwei konträre Lebensentwürfe, die die jeweiligen Anhänger und Träger dieser "Kulturen" gegenseitig so fremd, so verständnislos füreinander machen, wie es nur jemals zwei fremdartige Stammeskulturen sein konnten: andere Ansichten der Welt, andere Bilder und Sprechweisen, sie auszudrücken und lehrend weiterzugeben, andere Werte, die das Handeln in der je anders wahrgenommenen Wirklichkeit leiten, andere Götter, andere Hoffnungen, andere Opfer, andere Rituale, andere Mitgliedschaftskennzeichen, andere Freunde, andere Feindbilder, andere Gegner. Ohne bestreiten zu wollen, daß Charles Percy Snow auf solche Weise viele Phänomene einer weltanschaulich uneinigen fortgeschrittenen Zivilisation argumentativ überaus eindringlich zu bündeln vermochte, fürchte ich, daß die – von manchen Betrachtern heute zunehmend nach manichäisch-gnostischem Licht-Schatten-Muster ausgedeutete – Sicht unserer Dinge nur ein neuer untauglicher Versuch ist, unsere Zerrissenheit, an der wir sichtbar leiden, dadurch zu erklären, daß sie auf eine absichtsvoll betriebene unheilvolle Spaltung der Wirklichkeit bzw. des Denkens über sie zurückgeführt und konsequent das Heil in der einen weltideologischen Wiedervereinigung gesucht wird. Dieser Therapieversuch ist jedenfalls dann zum Scheitern verurteilt und führt nur zu noch mehr polarisierenden Anschuldigungen zwischen den feindlich gesinnten Kulturlagern, wenn die in diesem Falle erkenntnistheoretischen Grundlagen der Diagnose nicht tauglich sind.

Ich glaube, es lohnt, dies in unserem Themenzusammenhang ein wenig weiter zu betrachten. Ich habe ja, indem ich meine Themenformulierung auf Snow's zwiegespaltene Kulturen projizierte, ganz nebenbei eine Begriffsverschiebung vorgenommen, die nicht ohne Folgen bleibt. Wo sich erst Natur- und Sozialwissenschaften gegenüberstanden, waren es nun die Weltsichtweisen der Sciences und der Humanities, der Natur- und Geisteswissenschaften. Dies macht zunächst ganz deutlich, daß die Sozialwissenschaften – als Wissenschaften, die sich dem Verständnis des Menschen als Gesellschaftswesen widmen – bei jeder solchen Zweiteilung regelmäßig zwischen die Stühle geraten müssen. Bemühen sie sich, die Erscheinungsformen menschlichen Gemeinschaftsverhaltens mit möglichst objektiv-empirischen, quantitativen Methoden zu erfassen, schlägt man sie einfach als "Social Sciences" zu den anderen Sciences. Im schlimmsten Fall lassen sie sich dann von behavioristischen Modellen menschlichen Verhaltens leiten, deren Erfinder sich entschlossen haben, Vorstel-

lungen und Absichten, Willensentscheidungen und Gefühle für die Erklärung dessen, was Menschen tun, deshalb als unbeachtlich zu betrachten, weil man diese zwar sprachlich ausdrücken, nicht aber wiegen oder zählen, titrieren oder fotografieren kann. Zu einem solchen Menschenbild kann man sich allerdings nur mit Anstrengung indoktrinieren, die Selbsterfahrung findet sich in ihm beim besten wissenschaftlichen Willen niemals wieder. Davon verständlicherweise abgestoßen, suchen daher andere Richtungen der Sozialwissenschaften, denen der Mensch als Verhaltensroboter doch als eine allzu hohle Marionette des scientistischen Positivismus erscheint, der Objektivität mit objektverengter Tunnelsicht der Wirklichkeit verwechselt, den Anschluß bei den Geisteswissenschaften. Wurde den einen der lebendige Mensch unter laborexperimentgeübter Hand zur Fleisch-Maschine, wird er nun freilich diesen anderen, wenn sie den lesebrillenbewehrten Blick gelegentlich von ihren Büchern auf ihn richten, zu dem, was sie als Wirklichkeit zu sehen gewohnt sind: zum Text. Zu einem symbolischen Ausdruck einer verborgenen Wirklichkeit, die man nur in immer neuen hermeneutischen Zirkeln interpretierend umkreisen kann, Texte wälzend, Wälzer textend, stets in der Hoffnung, daß einem aus dem endlosen Strom beschriebener Blätter endlich einmal der echte Mensch, als unbeschriebenes Blatt, entgegentritt.

Diese beiden sozialwissenschaftlichen Richtungen scheinen sich zu alledem auch noch in ihren Bemühungen negativ zu bekräftigen: Je stärker die eine auf die Fakten pocht, um so grenzenloser wird der anderen alles Menschliche zur Fiktion. Will die eine nur glauben, was sie sieht, gelingt es der anderen nur zu sehen, was sie glaubt. Aus solcher Sicht betrachtet, spaltet der Riß zwischen den zwei Kulturen die Sozialwissenschaften mittendurch entzwei, obwohl sie doch niemals davon ablassen können, den ganzen Menschen in seiner sozialen Wirklichkeit erkennen zu wollen, den faktischen wie den fiktiven, den vorgefundenen wie den erfindungsreichen, der sich aus sich heraus stets neu erfindet. Dieser Riß, der die Sozialwissenschaften spaltet, entspringt also genau an der cartesianischen Bruchlinie zwischen der res extensa und der res cogitans. Er scheint allerdings nur dann unausweichlich, wenn wir nur einen Augenblick darauf vergessen, daß diese Teilung nicht evident naturgegeben, sondern selbst wiederum das Ergebnis eines Ordnungsversuches unseres begrifflichen Denkens ist, der disparate Phänomene menschlicher Selbsterfahrung fein säuberlich zwei substantiell hypostasierten Anteilseignern unserer einen Menschlichkeit zuzuweisen sucht. Diese Spaltung ist also vom Ansatz her theoretisch verursacht, stammt aus Erklärung von Erfahrung, nicht aus Erfahrung selbst, denn abgesehen von seltenen pathologischen Ausnahmezuständen oder von dem Ergebnis allzu gründlicher akademischer Ausbildung erlebt sich der normale Mensch als ungeteilt und körperlich-seelisch, faktisch-fiktiv bestens integriert. Weshalb es zwar eine wohlvertraute Versuchung zur Zweiteilung der Erkenntnisweisen und der Kulturen gibt, der nachzugeben wir aber deshalb noch lange nicht verpflichtet sind.

Wolf Lepenies hat kürzlich in seinem überaus lesenswerten Buch über "Die drei Kulturen" (München: Hanser 1985) den Versuch gemacht, diese Zweispaltung durch Dreiteilung zu überwinden, indem er nämlich der naturwissenschaftlich-technischen und geisteswissenschaftlich-literarischen (man könnte wohl auch sagen hermeneutisch-sinndeutenden) die soziologische als dritte eigenständige, wissenschaftlich begründete Weltbetrachtungsweise gegenüberstellte. Ich bin allerdings selbst durch seine gründliche historische Erörterung nicht davon überzeugt worden, daß diese Dreieckslösung zum Erkenntnisfrieden führen könnte. Zunächst nicht, weil es unbestreitbar ist, daß sich in den Sozialwissenschaften – solange sie dem Anspruch genügen wollen, das ganze, soziale Menschenwesen zu erfassen, und nur solange sich eine Wissenschaft allen Seiten ihres Problemfeldes zu widmen bereit ist, kann sie ja wohl als wissenschaftlich, das heißt: ohne Vorbehalte Wissen suchend, gelten – empirisch-naturwissenschaftlich geprägte Methoden der Datenerhebung und Faktensicherung immer untrennbar mit jenen geisteswissenschaftlicher Interpretation zur Sinnerhebung und Bedeutungssicherung verbinden müssen. In keiner Richtung sozialwissenschaftlicher Forschung wird dies wohl offenkundiger als in der Meinungsforschung, die uns der Anlaß für die heutige Begegnung ist. 40 Jahre Allensbach, was ist das anderes als der über 40 Jahre unablässig von einer scharfsinnigen und leidenschaftlich wissenwillenden Forscherin und ihren Mitarbeitern vorangetriebene Versuch zur Erkenntnissuche auf dem Grat zwischen der objektiven Feststellung zuverlässiger Tatsachen (in diesem Falle der Aussagen von Menschen, die freiwillig auf Fragen antworten) und der Suche nach der Bedeutung dieser Aussagen in bezug auf den historischen und gesellschaftlichen Wirklichkeitszusammenhang, in dem sich diese Menschen befindlich meinen. (Auf die Frage, ob und wie sich tatsächliche Befindlichkeit und Meinung über diese Befindlichkeit unterscheiden und ob sich beides überhaupt mit dem Anspruch auf Objektivität unterscheiden läßt, wird noch zurückzukommen sein.)

Soll das heißen, werden Sie fragen, daß ich die Meinungsforschung als eine Gratwanderung zwischen Wissenschaft und Deutungskunst, zwischen Scientia und Hermeneutik hinstellen will? Genau, Sie haben es erfaßt. Meinungsforschung ist im schönsten Fall die soziale Form der Selbsterkenntnis. Betrachtet man eine Gesellschaft als eine Art von Überorganismus, so kann man Meinungsforschung als dessen Methode sehen, über sich selber nachzudenken. Nur wer Meinungsforschung mit Umfrageforschung verwechselt, hält sie daher für etwas ganz Junges, Neues. Seit Tausenden von Jahren haben die Meinungsforscher sich längst als Dichter etabliert und für die Denkfähigkeit jeder Gesellschaft unentbehrlich gemacht. Die Bergflanken, die zu diesem schwierig begehbaren Grat, auf dem die Meinungsforschung wandelt, hinaufführen, sind zweifellos der naturwissenschaftliche und der geisteswissenschaftliche Anstieg zur Erkenntnis. Mit diesem Bild will ich nun keineswegs die Meinungsforschung auf dem Weg zum Gipfel der Erkenntnis hinstellen suchen. Das wird schon daraus klar, daß ja ein Grat schier gar nichts ohne die beiden

ZUMA

Hänge wäre, die sich in ihm begegnen. Außerdem ist man auf einem Grat viel eher in Gefahr hinabzugleiten statt hinaufzusteigen!

Ein anderer Aspekt an diesem Bild ist mir jedoch viel wichtiger: Nichts spricht dafür, aus wissenschaftstheoretischen Gründen einen solchen Berg, der zur Erkenntnis führt, nur deshalb zwei- oder dreizuteilen, weil sich verschiedene Aufstiegsrouten unterscheiden lassen. Das Naheliegendste wäre zweifellos, die Einheit alles wissenschaftlichen Erkenntnisstrebens in dem Bild hervorzuheben. Die Snowsche Unterteilung erfaßte sozusagen dann nur Clubs von Routiniers, deren wissenschaftliche Ausrüstung mit Denk- und Handwerkzeugen und Routenbeschreibungen sie nun einmal auf manchen Wegen besser vorankommen läßt als andere. Keine Gegner auf der Suche nach Erkenntnis also, die einen Monopolanspruch auf Höhenzugang erheben könnten, sehen wir am Werk, sondern sich ergänzende Alternativen, deren Vertreter sich sogar beim Vorankommen helfen können, weil sie dem gleichen Ziel zustreben – vorausgesetzt, daß es nur eine zusammenhängende Wirklichkeit gibt. Dies Bild der Einheit dieser Welt läßt dann sogar noch eine viel größere Vielfalt in den Wegen, sie zu erkunden, zu, ohne daß man in jedem Unterschied der Sicht- und Vorgehensweise gleich eine weitere Weltbildspaltung befürchten muß.

Ich sagte, daß alles Wissen über die unserem Erkennen überhaupt zugängliche Wirklichkeit nur aus der Erfahrung mit dieser Wirklichkeit herrühren kann. Dabei gibt den jeweils Lebenden die Tatsache, daß sie ohne Ausnahme nicht ex novo, sondern ex ovo hervorgegangen sind, die unermeßlich bereichernde Möglichkeit, nicht nur solche Erfahrung in ihr Wirklichkeitsbild einzubringen, die sie selbst mit eigenen Sinnen und in eigenen Gedanken gemacht haben. Die biogenetische Kontinuität allen Lebens stellt jeden von uns in eine Kette Wirklichkeit erfahrender und Erfahrungen weitergebender Vorfahren, die uns daher tatsächlich "vor-erfahren" sind. Deshalb ist unsere biogenetisch überlieferte und dadurch vorgeprägte, genetisch informierte biologische Natur ein ungeheurer Speicher an Milliarden Jahre dauernder Wirklichkeitserfahrung. Es ist ganz unvorstellbar, was meine Bauchspeicheldrüse an Informationen über den Umgang mit Eiweißen, Kohlenhydraten und Fetten besitzt, was mein Kreislauf an Hydrodynamik beherrscht und was mein Gehörorgan schon vor meiner Geburt an gezielten Vorbereitungen für die mitmenschlich-sprachliche Verständigung getroffen hat. Zu dieser biogenetischen Vorinformation kommt dann bei vielen Tieren, vor allem aber bei uns Menschen die kulturgenetisch tradierte Wirklichkeitserfahrung, die wir durch soziales Lernen vom Augenblick unserer Geburt an in uns aufsaugen. Deshalb sind übrigens – aus dieser Sicht betrachtet – die Unterschiede zwischen Menschen ganz verschiedener formaler Schulbildung im Hinblick auf den ganzen unausschöpflichen Reichtum an Wirklichkeitserfahrung, die in jedem Menschen enthalten sind und lebenspraktisch verfügbar gemacht werden können, nur wie verschieden hohe Wellen auf der Oberfläche eines unauslotbar tiefen, weiten Ozeans an Erfahrungswissen: Die Unterschiede zwischen ihnen beeindrucken nur, wenn man an der Ober-

fläche schwimmt. Mit anderen Worten: Wer nicht zur Schule ging, muß deshalb noch lange kein Dummkopf sein!

All diese biogenetisch und soziogenetisch tradierte und individuell weiter angereicherte Wirklichkeitserfahrung ist also der Rohstoff, aus dem wissenschaftliche Erkenntnis schöpft, wenn sie uns ein geordnetes, überprüfbares, zusammenhängendes Bild der uns zugänglichen Welt zu geben sucht, der Welt, die wir außer uns vermuten, und jener, die wir in unserem Inneren erfahren, in deren Wahrnehmungen, Gedanken und Empfindungen ja auch die sogenannte Außenwelt erst Gestalt und Bedeutungsgehalt annehmen kann. Wirklichkeit als Konstrukt beginnt zwar in der Selbsterfahrung, auf diese allein gestellt ist sie jedoch ein wenig zuverlässiges Gebilde: Denn was ist Wirklichkeit, was Wahn? Durch die sozial bekräftigte, in der Gemeinschaft abgesicherte Erfahrungstradition kann der irregeleiteten Vereinzelung begegnet werden. Auch dann droht noch die Massenillusion, die wir in feinerer Form als Zeitgeist kennen. Erst das den gedanklichen Konstruktionsprozeß ständig prüfende wissenschaftliche Weiterforschen kann sich bemühen, bloße Glaubhaftigkeit durch wohlgeprüfte Zuverlässigkeit des Weltbildes zu ersetzen.

Es wäre nun ganz ungeheuer vermessen zu behaupten, es gebe nur eine, zwei oder meinetwegen drei Erkenntnisweisen, um aus der rohen tradierten und erfahrenen Wirklichkeit die tatsächlichen Eigenschaften unserer Welt herauszulösen und in ihren Beziehungen zutreffend wiederzugeben. Tatsächlich weiß jeder von uns doch genau, daß der Mensch über wesentlich mehr Möglichkeiten der Wirklichkeitserfahrung verfügt, als die wissenschaftlichen Vorgehensweisen der Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften ausschöpfen. So wissen wir, daß der Mensch zu religiösen Erfahrungen befähigt sein kann, die sich als echte, eigenständige Phänomene nicht auf die anderen Erkenntnisweisen zurückführen lassen. Desgleichen gibt es die Gabe zu ästhetischer Erfahrung, man kann sie unentwickelt lassen oder üben und entfalten, aber gewiß kann man sie nicht verleugnen. Und auch dieser Erfahrungszugang zur Welt hat wieder viele verschiedene Facetten, denn Musik, Dichtung, Schauspiel, Tanz, bildende Künste, sie alle bezeugen und deuten jeweils eigene, teils unabhängige, teils übergreifende Aspekte der Wirklichkeit. Und selbst darin erschöpft sich die Fülle der Erfahrungsmöglichkeiten nicht. Ich bin zum Beispiel überzeugt davon, daß es eine ganz eigentümliche Art des Zugangs zur Welt ist, sie gleichsam pragmatisch im erfolgreichen Handeln zu erleben, ein Erfahrungsweg, der für Menschen aller Zeiten, für Jäger, Hirten, Bauern, Handwerker, Eltern und Erzieher bis hin zu praktischen Erfindern, aber auch zu Polizisten, Ärzten, ja sogar Politikern, also allen Arten von Real- und Sozialpraktikern, von vermutlich unendlich viel mehr Bedeutung zur Formung ihres Bildes der Welt, insbesondere der gesellschaftlichen Wirklichkeit, ist als alles kognitiv-theoretisch aufbereitete und logisch begründete Lehr- und Schulbuchwissen. Das hängt vor allem damit zusammen, daß man unglaublich viel von einer Sache wissen und verstehen kann, auch wenn man die-

se Kenntnisse nicht sprachlich auszudrücken, ja vielleicht nicht einmal klar begrifflich auszudenken vermag – eine Tatsache, die wir Intellektuelle beständig übersehen und unterschätzen. Wortloses Wissen und sprachloses Lehren müssen keineswegs Ausdruck geistiger Armut und Trägheit sein. Sie können gesättigt von Erfahrung tiefer wirken als alle überzeugungssüchtige Beredsamkeit. Das sich durch Bewährung ausweisende vorgelebte Beispiel kann eben um so nachhaltiger belehren, als es dabei nicht überreden muß. Und wie zu jeder spezifischen Erfahrungsweise gehört auch zu dieser eine ganz charakteristische Erfahrungslust, die Lust am Handlungserfolg – die sich (wie wiederum für vieles, was der Mensch mit Lustgewinn vollbringt) im Sport, im Spiel, in allen möglichen "Handlungskünsten" zum manchmal höchst skurrilen Selbstzweck von den Alltagszwecken lösen kann.

Damit sind unsere Erfahrungsweisen keineswegs erschöpft. Um nur noch auf zwei weitere Wege hinzuweisen, deren Reichweite und Sichttiefe schwer abzuschätzen, deren Gewicht als Quelle der Inspiration aber ebenfalls kaum zu überschätzen ist: Meditation und Liebe. Meditation wird zu Unrecht vorwiegend als religiöse Inspiration angesehen. Viel spricht dafür, daß dies nur ein Artefakt der Tatsache ist, daß der Versuch, meditative Erfahrung sprachlich zu vermitteln, notgedrungen zu Bildern greifen muß, die als der religiösen Sphäre zugehörig bewertet werden. Daß das Ergebnis meditativer Erfahrung manchmal eher als Zustrom an Kraft denn als Gewinn an Einsicht beschreibbar ist, läßt sie besonders fern der Erkenntniswege begrifflichen Denkens stehen, wie sie die Wissenschaften auszeichnen. Das macht sie jedoch weder unwirklich noch unwichtig, vielleicht allerdings unsagbar. Das hat die Meditation mit der Liebe gemeinsam, zu Menschen, zu anderen Mitbewesen, selbst zu Unbelebtem, zu Bergen, zu Seen, zu Häusern, Dörfern und Städten, zu Flusstälern, ja zu ganzen Landschaften, zu Heimat. Edward O. Wilson hat darüber eines seiner schönsten Bücher geschrieben und es "Biophilia", "Lebensliebe" genannt. So ausgebreitet, verschmelzen Meditation und Liebe zu einer Form von Beziehung des Menschen zu dem, was ihn umgibt. Sie mögen fragen, was eine so diffuse, wenngleich noch so intensive Beziehung denn mit Erfahrung und Erkenntnis zu tun habe. Nun: Jede Erfahrung und jede Erkenntnis ist auch nur Ausdruck einer Beziehung zwischen Erfahrendem und Erfahrenem, zwischen Erkennendem und Erkanntem. Daß Liebe helllichtig machen kann, aber auch blind – was sie mit dem Haß teilt –, ist Zeugnis dafür, daß wir im Alltagsverständnis der Umgangssprache kein Problem damit haben, Liebe als Erfahrungsweg zu begreifen. Vielleicht wird uns vieles, was Mitmenschen sind und tun – von unseren Liebespartnern und Kindern über Freunde und Vorbilder –, überhaupt nur dadurch und dann zugänglich, daß und wenn wir sie lieben. Vielleicht handelt es sich dabei nur um den psychischen Mechanismus, mittels dessen wir unsere volle Wahrnehmungs- und Unterscheidungsfähigkeit auf Mitmenschen oder andere Umweltbereiche konzentrieren können, den Schlüssel, der die Verbindung von einem lediglich Videobilder speichernden Gehirnteil zu jenem herstellt, in dem diese Aufzeichnungen nicht nur gesehen, sondern auf Wert und Bedeutung hin gesichtet werden.

Lassen Sie mich diesen ersten Teil meiner Überlegungen zusammenfassen. Ich versuchte zu verdeutlichen, daß wir die Wirklichkeit, die der Natur wie die des Menschen, die unseres Selbst wie die der Gesellschaft, die des Geistes wie die der Gefühle auf vielen verschiedenen Wegen erfahren. Es ist schwer zu beurteilen, ob sie gleichwertig sind, da sie zum Teil nicht nur auf unterschiedliche Weise, sondern auch über ganz verschiedene Bereiche der Wirklichkeit Auskunft geben. Wir wissen auch nicht, ob sie die "wahre Wirklichkeit" getreu, noch ob sie sie vollständig abzubilden vermögen. Wir können nicht einmal wissen, ob es eine solche "wahre Wirklichkeit" in irgendeinem gehaltvollen Sinne gibt oder ob wir sie nur konstruieren müssen, um alle unsere disparaten Wahrnehmungen ordnend zum Ganzen zu fügen, ein weiteres Postulat der durchaus lebenspraktischen Vernunft, ohne das unser bilderformender Geist nicht auskommt, weil er keine fehlenden Steine im Mosaik erfahrener Wirklichkeit ertragen mag. So wie unser Sehgehirn blitzschnell bruchstückhafte visuelle Informationen zu ganzen Gestalten ergänzt, nicht anders unser Gehörhirn Lautketten zu sinnvollen Aussagen zusammenfügt, so versucht vielleicht unser gesamter Weltbildapparat, aus vielen disparaten Erfahrungsressourcen ein ganzes Bild der Wirklichkeit zu machen, und wenn dies einem schlecht oder nicht so wie allen anderen gelingt, so nennen wir ihn geisteskrank.

Wir wissen nicht, ob die vielen Erkenntniswege alle den gleichen Berg emporführen, aber es scheint gewiß ganz unklug, nicht alle von ihnen zu explorieren, solange wir jedenfalls dem Erfahren und Erkennen als unserer höchsten Lust frönen wollen. Als Wissenschaftler bekenne ich gerne, daß der durch ständige kritische Prüfung gesicherte Weg der Wissenschaft zu jedermann gleichermaßen zugänglichem Wissen über die erforschbare Wirklichkeit mir für das, was wir suchen, ganz besonders gut tauglich scheint, zumal er sich überwältigend praktisch bewährt (überwältigend leider im doppelten Sinne des Wortes!), doch mögen hier professional pride und déformation professionnelle ineinanderfließen. Ein Alleinvertretungsanspruch für zulässige Weltbildbe gründung folgt jedoch aus der Zuverlässigkeit des wissenschaftlichen Weltbildes nicht!

Aus alledem ergibt sich für mich, daß der Streit um die zwei oder drei Betrachtungsweisen der Wirklichkeit und die darin begründeten "Kulturen" bestenfalls müßig ist und schlimmstenfalls in die Irre führt. Entweder gibt es eine "Kultur", zu der die vielen verschiedenen Spezialisten der diversen Erkenntnisvermittlungswege jeweils ihre Anteile beitragen, oder die Zahl der "Kulturen" wäre jedenfalls viel größer, als von einer grandios-vereinfachten Spaltungsmetapher erfaßbar. Da sich die verschiedenen Erfahrungsweisen ja nachweislich nicht einzeln auf jeweils verschiedene Menschen verteilen, sondern in jedem von uns in unterschiedlichem Ausmaß vereint vorfinden, schrumpft der Aussagegehalt der n-Kulturen-Metapher zu der wenig überraschenden, aber auch nicht übermäßig bedeutenden Feststellung, daß es unter

ZUMA

uns außer sehr vielen ganz normalen Leuten auch reichlich monomane Tunnelvisionäre gibt, die partout nur aus einem einzigen einmal gewählten epistemischen Guckkasten auf die Welt blicken wollen und sozusagen alles Heil nur darin finden, daß sie durch diese eine Röhre gucken.

Nun werden die meisten von Ihnen aus meinen bisherigen Ausführungen wohl vor allem den Schluß ziehen, daß ich auf dem Weg, mein Thema zu verfehlen, beträchtlich fortgeschritten bin. Es wird Sie wahrscheinlich nicht überraschen, daß ich dies anders sehe.

Die Themenfrage, ob Sozialwissenschaften eine Naturwissenschaft seien und meine Vorausantwort darauf: ja selbstverständlich nein, hat nämlich ganz unmittelbar damit zu tun, ob es ein Widerspruch ist, sich der ganzen Wirklichkeit des Menschen als Gesellschaftswesen nur mit naturwissenschaftlichen oder sozial- und geisteswissenschaftlichen Erkenntnismethoden bemächtigen zu wollen. Hängen wir nämlich der - meines Erachtens wie dargelegt - falschen Betrachtungsweise an, daß es sich bei natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Forschungs- und Erkenntnismethoden um je verschiedene, grundsätzlich inkompatible Sichtweisen der Wirklichkeit handelt, zu deren Nutzung man sich nicht nur in verschiedenen Fakultäten inskribieren und konzessionieren lassen muß, sondern auch gleich noch Dauermitgliedschaft in unterschiedlichen, verfeindeten und nur durch eroberungslustige Scharmützel widerwillig verbundenen Eingeborenenstämmen erlangt, dann ist meine Themenfrage erstens sofort zu verneinen und zweitens eigentlich sogar nur eine weitere anmaßende Unverschämtheit der imperialistischen Naturwissenschaften gegenüber den fremden Völkern, die am anderen wissenschaftstheoretischen Ufer in unverständlichem Idiom ihre unerschöpflichen heiligen Schriften in immer neuen Zusammenhängen interpretieren.

Vergessen wir jedoch das dichotome Klassifikationsspiel des Charles Percy Snow, und fragen wir uns im Bewußtsein der Vielfalt möglicher Erfahrungs- und Erkenntniswege, ob es sich bei der Art und Weise, mit der sich die Sozialwissenschaften mit dem Menschen in seiner Gesellschaft befassen, um etwas Eigenständiges, anderes oder nur um eine Spielart des naturwissenschaftlichen Verfahrens der Erkenntnisgewinnung und Wissenssicherung handelt, so ist die Frage weder trivial, noch wird sie durch definitorische Kulturabzeichenuteilung a limine selbstverständlich negativ beantwortet. Vielmehr scheint dann durchaus die Feststellung möglich, daß es nun einmal nur eine physisch nachweisbare Realität gibt, mit deren Grundgegebenheiten sich Physik und Chemie nebst Astronomie und Geowissenschaften erschöpfend befassen, und daß es in dieser physischen Natur wohl abgegrenzte besondere Erscheinungsformen gibt, die wir lebendig nennen, um deren Eigentümlichkeiten sich die Biologie kümmert, die daher nicht außerhalb von Physik und Chemie, sondern nur ganz in ihnen eingebettet liegen kann, da sie sich einem definierten Ausschnitt dessen widmet, was zur physikalisch-chemisch insgesamt mögli-

chen Wirklichkeit gehört. Im gleichen Einbettungsverhältnis steht dann zur Biologie jene Teildisziplin, die sich mit den gleichen durch und durch naturwissenschaftlichen Methoden einem winzigen Teilausschnitt des Spektrums an Lebensformen, nämlich der menschlichen Spezies widmet, die durch kontinuierliche natürliche Evolution mit all den anderen Lebensformen genealogisch verbunden ist. Bezeichnen wir diese Ausschnittswissenschaft als Anthropologie im weitesten Sinne, so wird sich unter ihrem weiten Mantel wieder eine ganze Reihe noch spezialisierterer Teildisziplinen einnisten – wie z.B. die Human-genetik –, und nichts spricht dagegen, daß sich eine von ihnen darauf kapriziert, die Erscheinungsformen und Gesetzmäßigkeiten des gesellschaftlichen Zusammenlebens der verschiedenen Bevölkerungen der menschlichen Spezies wissenschaftlich aufzuklären. Da wir auf unserem Weg zu dieser so definierten Soziologie des Menschen an keiner Stelle erkennbar das Problem- und Methodenfeld, also sozusagen das Forschungs- und Erklärungsterritorium der Naturwissenschaften, verlassen haben, uns im Gegenteil mitten darin in wachsenden Ringen umgeben von Anthropologie, Biologie, Chemie, Physik eingebettet finden, in engster genealogisch begründeter Verbundenheit mit der Sozialverhaltensforschung an nichtmenschlichen Lebewesen, heute meist Soziobiologie genannt, ist wirklich nicht einzusehen, wieso eigentlich die Humansozialwissenschaften nicht in eben dem gleichen Sinne Naturwissenschaft sein sollten, wie Humanethologie Teil der gesamten Ethologie, Humangenetik Teil der gesamten Genetik, Humanendokrinologie Teil der gesamten Endokrinologie sind. Item kann die Antwort auf die Frage "Sind Sozialwissenschaften Naturwissenschaft?" selbstverständlich nur "ja" lauten. Ausrufezeichen! Oder doch Fragezeichen?

Es scheint mir, daß uns – gerade uns Naturwissenschaftlern – einige gute Gründe und ein weniger guter daran zögern lassen sollten, uns hier so ohne Zaudern diesem säuberlich disziplinar geschachtelten Bilde anzuvertrauen, in dem uns alles Bemühen um Erkenntnis am Ende genauso zu Physik wird wie Midas alles Berührte zu Gold. Der weniger gute Grund dagegen sei zuerst genannt. Er stammt präzise formuliert von René Descartes und erhebt einen Unterschied des Grades zwischen Tier und Mensch per definitorem fiat zu einem der Essenz. Wenn allein der Mensch eine Seele, deren nachweislichster Ausdruck sein denkender Geist ist, besitzt, und wenn wir das Verhalten des Menschen – auch sein gesellschaftliches Verhalten – nur unter Bezug auf diesen einzigartigen, nur unsere Spezies auszeichnenden Besitz verstehen können, weil diese Geistseele aktiv bestimmend im und auf den physischen – und physikalisch erforschbaren – menschlichen Körper wirkt, während dieser bei Tieren ein – seelisch – unbewohntes materielles Maschinengehäuse ist, dann ergibt es sich von selbst, daß Humanpsychologie nicht nur mehr, sondern etwas ganz anderes als Humanethologie ist und daß Humansozologie nie und nimmer als ein, wenn auch hypertropher, Spezialitätenzweig der Soziobiologie verstanden werden kann. Vielen von Ihnen mag dies als ganz und gar kein schwacher Grund für die Eigenständigkeit der Humanwissenschaften erscheinen. Er ist es doch, weil er mit einer *petitio principii*, der Behauptung, daß der Mensch etwas

nicht nur nach Ausprägungsgrad, sondern nach fundamentaler Wesensart kategorial anderes als alle anderen physisch existierenden Lebewesen sei, weil nur bei ihm im animalischen Körper eine Geistseele hause, die Frage sozusagen definitorisch-dogmatisch abschneidet, ehe wir überhaupt beginnen könnten, nach einer Antwort auf sie zu suchen. Natürlich bestreitet keiner, daß der Mensch unendlich viel denkfähiger ist als jedes Tier und seinen Gedanken vor allem in einzigartiger Weise sprachlichen Ausdruck zu geben vermag, aber ob er dies deshalb kann, weil er etwas hat, was Descartes so schön "Denksache" nannte, oder weil in ihm die materiellen Grundlagen und die informationsverarbeitenden Leistungen des Sinnes- und Nervensystems zur Vollendung fortentwickelt wurden, die in Anfängen und Vorstufen auch bei unseren Tierverwandten vorhanden sind, diese Frage ist – wie der in Jahrhunderten nicht erschöpfte und tatsächlich überhaupt nicht anders als durch affirmative Glaubensentscheidung oder Plausibilitätserwägungen (also beidesmal nicht logisch oder empirisch zwingend) lösbare Streit zwischen Dualisten und Monisten beweist – eben dadurch leider nicht beantwortet, daß man das menschliche Denkvermögen einmal mehr als einfach ganz unübertrefflich preist, denn darin besteht ja zwischen beiden Interpretationen gar kein Dissens: Dies ist ja die erklärungsbedürftige Tatsache des Menschenwesens, nicht seine Erklärung. Man kann es auch ein wenig einfacher und pointierter sagen: Wer seinen Hund oder sein Pferd – von Schimpanse oder Delphin gar nicht zu reden – auch ganz schön klug und geschickt im Lösen von Problemen findet und ihm daher auch eine Portion *res cogitans* zubilligt, dem können Sie das nicht mit dem Hinweis ausreden, daß Sie doch noch viel klüger seien. Die absolute essentialistisch postulierte Trennwand zwischen der Humansoziologie und der Soziobiologie läßt sich eben logisch wie faktisch unwiderleglich auch durch ein Modell kontinuierlich gestufter lebendiger Entfaltung ersetzen, das den Menschen in seiner Eigenständigkeit nicht weniger akzeptiert und respektiert, ihn auch keineswegs zum Tier stempelt, aber ihn sicher verwandtschaftlich den säugetierlichen Mitgeschöpfen näherrückt, als diese ihrerseits von Einzellern oder Pflanzen entfernt stehen. Mit einem Wort: Diese Anschauung macht den Menschen nicht tierischer, als er es ohnehin ist, aber sie macht die Tiere menschlicher, als viele mit Descartes sie gerne sehen möchten. Denn es ist angenehm, gering zu achten, was man gern achtlos behandeln möchte. Um es noch drastischer zu sagen: Wer menschliche Einzigartigkeit dem einzigartigen Besitz einer immateriellen Seele zuschreibt, bewegt sich damit gedanklich streng betrachtet keineswegs von den Naturwissenschaften ins Feld anderer Wissenschaften (z.B. der Geisteswissenschaften), sondern aus dem der wissenschaftlichen Erörterung in das gänzlich anderer Erfahrungsweisen, in diesem Fall der Religion, was seine Überzeugung zwar wissenschaftlich unbeachtlich, deswegen jedoch noch lange nicht – wie oft mißverstanden – wissenschaftlich widerlegt und wertlos macht.

Die "besseren", da nämlich durchaus innerwissenschaftlichen Gründe dafür, die Sozialwissenschaften nicht – jedenfalls nicht zur Gänze – in die Naturwissenschaften einzuordnen, scheinen mir die folgenden zu sein. Bis auf

einen beziehen sie sich allerdings erneut auf Unterschiede des Grades, nicht der Qualität.

Naturwissenschaft beruht darauf, daß die untersuchten und erklärungsbedürftigen Phänomene beständig und austauschbar, d.h. nicht einzigartig individualisiert und temporär einmalig sind. Was ist damit gemeint? Ihre Beständigkeit hat zwei verschiedene Aspekte. Die untersuchten Phänomene sollten sich nicht dadurch dauerhaft ändern, daß sie erforscht werden, und sie sollten sich nicht selbsttätig so rasch und auf Dauer ändern, daß man sie nur ein einziges Mal in ihrem historischen Veränderungsprozeß betrachten, also nicht nach Bedarf erneut und völlig identisch reproduzierbar erforschen kann. Das einzige, nicht austauschbare, einzigartige, unvergleichliche System, mit dem es die Physik zu tun hat, ist das Weltall selbst. De singularibus non est scientia - es sei denn im Sinne reiner Einmaligkeitsbeschreibung.

Selbstverständlich wissen wir, daß wir in mikrophysikalischer Dimension icht davon absehen können, daß der Untersucher zum System gehört, daß er die Phänomene beeinflusst, beeinflussen muß, ja faktisch oft überhaupt erst hervorruft, indem er sie meßbar zu machen sucht. Dies ist es nicht, worauf mein Argument abzielt: Auch wenn es nicht gelingt, Ort und Impuls eines Teilchens gleichzeitig unbeeinflusst durch die Messung zu definieren, so finden alle dahin zielenden Experimente doch immer wieder Untersuchungssysteme und Bedingungen vor, die die Nachprüfung bereits erhobener Befunde prinzipiell unbegrenzt oft und unabhängig von vorherigen Versuchen zulassen. Die Welt der physikalischen Phänomene wird nicht dadurch anders, daß man sie erforscht hat.

Für viele Erscheinungen menschlichen Gesellschaftslebens mag durchaus das gleiche gelten. Mir geht es hier nur darum, darauf hinzuweisen, daß die gegenseitig nie gänzlich austauschbare genetische und historische Einmaligkeit menschlicher Individuen und Kulturen bei der Untersuchung mancher Bereiche ihres Verhaltens und ihrer gesellschaftlichen Organisation eine volle Reproduzierbarkeit von Befunden unter meßtechnisch identischen Bedingungen in vieler Hinsicht praktisch ausschließt. Das klassische Beispiel ist das vom Ethnologen erstmals besuchte Eingeborenendorf: In diesem Zustand kann er es nie wiederfinden, und zwar eben deshalb, weil er durch sein forschendes Eindringen in ein einmalig-individualisiertes System zu einem einmaligen historischen Entwicklungszeitpunkt selbst zum Teil des Systems und zur Ursache seiner reaktiven, unwiderruflichen Veränderungen wird. Für viele psychologische Problemlösungsversuche eignet sich eine Versuchsperson nur einmal, denn schon beim zweiten Mal ist sie nicht mehr dieselbe: Der Versuch ist in den Zustand eingegangen, der ihr Verhalten im nächsten Versuch bestimmt. Da nicht nur Einzelmenschen lernen, sondern auch Gesellschaften, indem deren Mitglieder über die gemachten Erfahrungen mit Unerfahrenen kom-

munizieren, wandeln sich Gesellschaften ständig durch die Information, die ihnen dadurch zugänglich wird, daß ihr Zustand und dessen Bedingungen forschend erfaßt werden. Dieser selbstrückbezügliche Charakter, den sozialpsychologische, pädagogische und alle soziologische Forschung im weitesten Sinne zwar nicht unter allen Umständen annehmen muß, aber eben immer wieder annehmen kann und den Robert Merton besonders plastisch als self-fulfilling prophecy beschrieben hat, der man die self-defeating prognosis hinzuzufügen hat (wieviel zutreffender hätten die Vorhersagen des Club of Rome, ja schon die von Thomas Malthus werden können, wenn sie nicht öffentlich bekanntgemacht worden wären?!), hebt sozialwissenschaftliche Forschung am Menschen zumindest in Teilen deutlich aus dem heraus, was wir typisch naturwissenschaftlich nennen können. Oft ist es ja gerade die Absicht soziologischer Forschung, die untersuchten gesellschaftlichen Phänomene dadurch zu ändern, daß man sie ans Licht der allgemeinen Kenntnis bringt. Die Aufgabe vieler sozialwissenschaftlicher Prognoseversuche, die auf vorangegangene Forschung gründen, ist es ja gerade, Prozesse in Gang zu setzen, die eben diese Vorhersage unzutreffend werden lassen (weshalb man die widerlegten sogenannten falschen Propheten oft gänzlich unberechtigt als Versager schilt!). In den Sozialwissenschaften bewegt der Forscher die erforschte Wirklichkeit, indem er sie erkennbar macht: Und es sind nicht die Schlechtesten, die dies versuchen. In solcher Hinsicht erweist sich übrigens auch die biologische Ökologie viel eher als Sozial- denn als Naturwissenschaft. Dies zeigt, daß es auch in der Naturwissenschaft durchaus vergleichbare Grenzfälle gibt – bezeichnenderweise besonders oft in der biologischen Verhaltensforschung an hochintelligenten, lern- und traditionsfähigen, langlebigen Tieren. Keine Schimpansengruppe ist auch nur annähernd identisch mit einer anderen. Jede macht dauernd nachhaltige und durchaus rasche historische Entwicklungen durch, die sie für den Untersucher in aufeinanderfolgenden Jahren nie als die "gleiche" erscheinen läßt. Nur allzuleicht wird die Präsenz des beobachtenden, geschweige denn experimentell eingreifenden Forschers zur Ursache einer irreversiblen Zustandsänderung ihres Sozialsystems. Doch sind das selbst für die Biowissenschaften eher – überschaubare – Randerscheinungen. Für die Humangesellschaftswissenschaften bedarf es hingegen gegenüber solchen Phänomenen ständiger methodisch-eigenständiger Kontrollinstrumente, nur allzuleicht müssen sie zu der geisteswissenschaftlichen Methode der Beschreibung und deutenden Analyse einmaliger, unwiderruflicher und nicht wiederherstellbarer historischer Prozesse übergehen. Das macht sie keineswegs weniger wissenschaftlich, es macht sie vielmehr in einem qualitativ bedeutsamen Sinn wissenschaftlich unverwechselbar anders und eigenständig, vom jedenfalls typischen Paradigmen- und Methodenspektrum der Naturwissenschaften nicht erfaßbar.

Ein weiterer, wesentlicher Punkt darf auch nicht unbeachtet bleiben: Selbstverständlich geht auch kein Naturwissenschaftler ohne mehr oder weniger explizites, empirisch begründetes oder hypothetisches Vorverständnis an seine

Untersuchungen heran. Der Untersucherzustand bei dem sozialwissenschaftlichen Beobachter ist jedoch ein zusätzlich anderer. Ein Chemiker wird selten so weit gehen, sich bei der Analyse einer chemischen Substitutionsreaktion vorzustellen, wie er selbst anstelle des Bromatoms mit dem Benzolring reagieren würde. Die Hypothese, die er darüber hat, stammt nicht aus intentionaler Empathie mit dem beobachteten System, sondern bestenfalls aus Vorerfahrungen mit ähnlichen Reaktionsversuchen. Bei der Beobachtung zwischenmenschlichen Verhaltens ist es dem menschlichen Untersucher hingegen im strengen Sinne unmöglich, von seiner subjektiven mitmenschlichen Einsicht in die Situation, genauer noch: von seiner Mitbetroffenheit ganz abzusehen. In diesem Sinne kann es gar keinen ursprünglich unbeteiligten Beobachter geben. Wiederum zeigen zahlreiche Beispiele aus der biologischen Verhaltensforschung – insbesondere an Haustieren, an denen man emotional hängt, oder an näher verwandten Säugetieren –, daß es einer ungewöhnlich strengen methodischen Schulung bedarf, um zu verhindern, daß ein Ethologiestudent viel zu schnell viel zuviel zu sehen und zu verstehen meint, weil er nämlich Verhaltensabläufe seiner Versuchstiere durch selbstbezogene Interpretation anthropomorph verformt wahrnimmt. Daß dies in der Tierverhaltensforschung ein so wohlbekanntes Beobachterhandicap ist, macht nicht etwa die Humansozialwissenschaften naturwissenschaftsähnlicher. Im Gegenteil, es kündigt vom Eindringen der Probleme einer anderen Disziplin in die scheinbar rein naturwissenschaftliche Biologie. Erneut gilt: Es macht die Sozialwissenschaften nicht unwissenschaftlich, sondern nur – in Graden – unnaturwissenschaftlich, daß der Beobachter in hohem Ausmaß introspektiven Zugang zum externen Geschehen hat, mit all den dadurch reicheren, aber auch verlockend irrtumgefährdeten Möglichkeiten teilnehmender Attribution von Beweggründen, Gefühlen, Wahrnehmungen, Gedanken. Dazu bedarf es eines eigenen, in den zuverlässig arbeitenden Sozialwissenschaften hochentwickelten Repertoires methodisch-kritischer Kontrollen, auf die die Naturwissenschaften gegenüber solchen Problemen meist verzichten können. Auch dadurch reichen die Sozialwissenschaften hinaus aus rein naturwissenschaftlichem Arbeitsgebiet.

Besonders groß und deutlich wird der Abstand dort, wo wir es mit der Erforschung der Normen und Werte zu tun haben, nach denen Menschen ihr soziales Zusammenleben ausrichten – also vor allem im Bereich der Rechtswissenschaften, aber auch der Wirtschaftswissenschaften –, und mit den Glaubensvorstellungen und wertsetzenden Grundannahmen über das Gute, das Böse und eine sinnerfüllte Lebensführung, die diesen nach außen sichtbar werdenden normativ begründeten Verhaltensordnungen zugrunde liegen. Gewiß, was Menschen tun und lassen, erlauben und bestrafen, das kann man zunächst genauso beschreibend-quantifizierend erfassen wie die deskriptiven Regeln, nach denen das interindividuelle Verhalten in einer Tiersozietät abläuft. Daß man damit noch nicht einmal die Oberfläche dessen erfaßt, wie Normvorstellungen und Normbegründungen ins menschliche Zusammenleben eingreifen, bedarf kaum weiterer Erläuterung. Man kann in keinem halbwegs gehaltvollen Sinn davon sprechen, daß Tierverhalten präskriptiven Normen folgt, was nicht bedeutet,

daß es keinen beschreibbaren Regeln unterliegt. Während wir in bezug auf Tierverhalten bestenfalls – streng naturwissenschaftlich – von Bedingungen, Ursachen und Wirkungen zu reden brauchen, ist es uns unmöglich, menschliches Verhalten zu erklären, wenn wir von Entscheidungsfreiheit, Verantwortung, Grund und Schuld absehen, von Begriffen also, die alle ihren Sinn nur durch den Bezug auf normative Vorstellungen gewinnen, die nicht nur jeweils individuell, sondern in einem definierten sozialen Verständniszusammenhang Bedeutung haben. Gewiß, auch Tiere handeln nicht als determinierte Automaten, sie verhalten sich spontan. Aber zwischen einem verhaltensaktiven Tier und einem Täter, zwischen einer Verhaltensfolge und einer Tat liegt eine ganze Welt von grundsätzlichen, nämlich normbezogenen Unterschieden.

Der Versuch, in diese Fragen mit naturwissenschaftlichen Methoden einzudringen, indem man auf soziobiologischem Erklärungsansatz begreiflich zu machen sucht, daß viele Verhaltensnormen, die menschliches Zusammenleben ordnen, zugleich geeignet sind, das Überleben der Individuen und ihrer genetisch Verwandten und dadurch die Vermehrungsrate für die eigenen Erblagen so zu fördern, wie dies bei Tieren durch weitgehend genetisch programmierte Verhaltensdispositionen auch geschieht, hat bisher außer der etwas trivialen Tatsache, daß menschliche Normsysteme in der Regel nicht so beschaffen sind, daß sie dem Fortbestand der eigenen Gruppe stracks zuwiderlaufen, nicht allzuviel zur Erklärung menschlicher Gesellschaftsformen beizutragen vermocht. Gewiß, es spricht sehr viel dafür, daß viele Sozialwissenschaftler bis heute den Einfluß erblich angelegter Verhaltensdispositionen beim Menschen unterschätzen. (Erst seit der rein genetischen Keimbahn der manipulative und sei es therapeutische Eingriff droht, scheinen ausgerechnet manche, denen bisher die Erbanlagen des Menschen nichts und Umwelteinflüsse alles bedeuteten, plötzlich im Genbestand der Zygote des Menschen innerstes Wesen ganz und gar fixiert zu sehen. Aus Biologenkenntnis betrachtet, schießen sie damit allerdings erneut, doch diesmal auf der anderen Seite, weit am Ziel vorbei. Wer sich schon einmal unbelehrbar geirrt hat, taugt eben in der Regel selbst dann nicht zum Ratgeber, wenn er seine Meinung um 180° umkehrt.)

Die durch zahlreiche Befunde wohlbegründete Feststellung von Biologen, Psychologen und Humangenetikern, daß auch menschliche Verhaltensfähigkeiten und vor allem Verhaltensneigungen in erstaunlichem Detailreichtum genetisch mitbeeinflußt, d.h. über das sensorische und neuromotorische System programm-entwicklungsgebahnt sind, bedeutet nun allerdings ganz und gar nicht – wie diese Aussage fast regelmäßig mißdeutet wird –, daß menschliches Verhalten damit als genetisch starr und zwanghaft fixiert zu betrachten wäre. Über die Bandbreite der Modifizierbarkeit eines Merkmals durch seine Entwicklungsbedingungen sagt der Nachweis, daß auch genetische Anlagen auf diese Entwicklung Einfluß nehmen, zunächst gar nichts aus. Dies bedarf in jedem einzelnen Merkmalfall der separaten Prüfung, die allerdings beim Menschen selten in methodischer Strenge durchführbar ist. Dennoch kann als gesichert gelten,

daß für die meisten in unserem Zusammenhang interessierenden, vor allem sozialen Verhaltensmerkmale des Menschen der Gestaltungsspielraum der Entwicklungsbedingungen weit, die genetische Führung also alles andere als straff ist. Zwar erweist sich die Ausprägung vieler Merkmale – man denke nur an das Geschlechtsverhalten – bei durchschnittlich wenig eingreifenden Entwicklungsbedingungen im statistischen Mittel gut vorhersagbar, doch ist diese Tatsache – und dies scheint mir der entscheidende Punkt – für die Verhaltensentscheidungen des einzelnen Menschen wie von Kollektiven, die sich darüber verständigen, welchen Verhaltensnormen sie Gewicht geben möchten, ziemlich belanglos. Das heißt, daß wir hier beim Menschen – und nur vom Menschen können wir dies überhaupt beurteilen – einer Fähigkeit begegnen, die ihn als einzelnen wie als selbstgestaltete Gemeinschaft ein für allemal aus dem Repertoire naturwissenschaftlicher Analysemethoden heraus trägt und es undenkbar macht, daß Sozialwissenschaft des Menschen jemals ganz und gar durch naturwissenschaftliche Ursachen-Wirkungs-Forschung ersetzbar sein könnte. Der Mensch erlebt sich nicht nur als begabt zu freier Willensentscheidung nach selbstgesetzten Gründen – er verhält sich vor allem auch so, er kann sich gar nicht anders verhalten, als habe er einen freien Willen, weil er sich nicht anders erleben kann, was immer theoretische Philosophie wie Naturwissenschaft dagegen vorbringen mag, in der es nun einmal keine physische Wirkung ohne vorangegangene physische Ursachenbedingung gibt. Dies Phänomen der inneren aktiven Abkopplungsfähigkeit von äußerlich vor der Entscheidung objektiv nachweisbaren Ursachenbedingungen (nachher kann man natürlich immer Gründe nachvollziehen) verleiht menschlichem Verhalten – das von einzelnen ausgehend sehr rasch auch große Gruppen ansteckend erfassen kann – ein Ausmaß grundsätzlicher naturwissenschaftlicher Undurchdringlichkeit, das qualitativ weit über die auch Naturwissenschaftlern nur zu vertraute statistische Variabilität natürlicher Phänomenkollektive hinausgreift. Nicht nur, daß das, was im moralisch-normativen Sinne sein soll oder nicht sein darf, daß Gut und Böse also niemals zwingend von dem hergeleitet werden können, was tatsächlich in Natur oder Gesellschaft der Fall ist, sondern vor allem das Phänomen selbstbestimmter Entscheidungsfreiheit, die ihren höchsten Ausdruck in der sittlichen Autonomie des Menschen findet, macht jedenfalls den Bereich der Sozialwissenschaften, in dem es um von verinnerlichten Normen geleitetes Verhalten geht, naturwissenschaftlich forschendem Zugriff niemals gänzlich zugänglich. Und da es kaum einen Bereich sozialen Verhaltens des Menschen gibt, für den dies gar nicht gilt, ist es bestimmt nicht falsch, aus alledem den Schluß zu ziehen, daß die notwendige Antwort auf meine Themenfrage: "Sind Sozialwissenschaften Naturwissenschaft?" selbstverständlich "nein" zu lauten hat. Und damit haben wir das konsequent herbeigeführte Paradox.

Sie werden bemerkt – vielleicht auch vergebens darauf gewartet – haben, daß ich die Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften nicht an dem festgemacht habe, was auf Englisch gern der Unterschied zwischen "hard and soft sciences" genannt wird. Erstens, weil eine solche Unterscheidung sowie-

so weit weniger treffend wäre als jene zwischen "simple and difficult sciences", auch nicht, weil es eigentlich nur auf den zwischen "good science and bad science" ankommt. Es trifft eben einfach nicht zu, daß nur die Naturwissenschaften harte, zuverlässig erhobene, valide gemessene Daten liefern können, während die Sozialwissenschaften auf ewig dazu verdammt sind, mit entweder genauen, aber belanglos-banalen oder gewichtigen, dann aber eher anekdotisch-narrativen als solide überprüfbaren Fakten aufzuwarten, die sie mittels Schaukelstuhlgeschichten oder vielleicht tiefsinnigen, aber häufig recht spekulativen Deutungen bewerten müssen. Es gibt in den Naturwissenschaften - vor allem in meiner eigenen, der Biologie - genauso Wischiwaschidaten und als Theorie ausgegebene vorgefaßte Meinungsbekenntnisse wie in den Sozialwissenschaften auch. Und es gibt in den Sozialwissenschaften genauso sauber analytische, methodisch sorgfältig kontrollierte, empirisch quantifizierende und definierte Hypothesen testende Forschungsarbeit, wie wir uns dies in den Naturwissenschaften wünschen. Gewiß, das kontrollierte Experiment steht ihnen weniger leicht zur Verfügung als in der Chemie oder Physiologie, aber Astrophysiker, Geologen, Paläontologen oder Klimatologen finden das experimentelle Überprüfen grundlegender Theorien manchmal auch nicht einfach. Die komparative, auf Vergleich unabhängiger empirisch erhobener Datensätze zurückgreifende Forschungsmethode, die es gestattet, Hypothesen auch ohne Experimente unabhängiger Prüfung zu unterziehen, hilft hier wie dort weiter, auch wo der labormäßig standardisierte Versuch nicht möglich ist.

Es gibt also wohl viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede in den Ansprüchen an saubere wissenschaftliche Methodik zwischen Natur- und Sozialwissenschaften, als manchmal dargestellt wird, weshalb ich auf solche Unterschiede gar nicht abgehoben habe.

Ich möchte sogar noch einen Schritt weitergehen. Ich habe mein Thema bisher ja nur unter dem naturwissenschafts-imperialistischen Blickwinkel betrachtet, sozusagen: "Können wir uns die Sozialwissenschaften einverleiben, oder ist uns der Brocken zu sperrig oder unbekömmlich?" Man könnte das gleiche Thema aber gegen diesen Strich bürsten. Sind wird denn eigentlich gar so gewiß, daß die Naturwissenschaften keine Sozialwissenschaften sind? Ich meine dabei nicht den Zusammenhang zwischen beider Arbeitsgebiet, das sich in zunehmendem Maße daraus ergibt, daß uns die "Natur" auf unserer Erde selbst immer mehr zur Folge unseres gemeinschaftlichen Handelns wird. Wenn die Auswirkungen unseres Wirtschaftens am Ende nicht einmal mehr Atmosphärenzusammensetzung und Erdklima unbeeinträchtigt lassen, weiß man ja gar nicht mehr, ob wir nun noch Natur- oder Sozialwissenschaft betreiben, wenn wir diese Zusammenhänge aufzuhellen suchen. Ich meine auch nicht die vielen in Natur- und Sozialwissenschaften gleichermaßen fruchtbaren Theorien - wie etwa der Kybernetik, Synergetik oder der mathematischen Spieltheorie -, die eben über die disziplinären Grenzen reichen, weil der Mensch immer auch Naturwesen

bleibt, was er darüber hinaus auch sein mag. Es geht mir zunächst um etwas anderes.

Was ist es denn, was wir als naturwissenschaftlich gesichertes Wissen und als naturwissenschaftlich zulässige Vorgehensweise in der Erkenntnisfindung betrachten? Hat einer von uns Naturwissenschaftlern etwa nach den hypothetico-deduktiven Regeln fallibilistischer Falsifikationstheorie persönlich überprüft, ob all das überhaupt zutrifft und Bestand hat, worauf die eigene Arbeit gründet? Hat er es nicht wie selbstverständlich hingenommen, ja sich darauf verlassen müssen, daß das wissenschaftliche Weltbild, in dem er nach neuen Erkenntniswegen und Entdeckungen sucht, ein von menschlichem Gemeinschaftswerk über Jahrtausende hin sorgfältig vorkartiertes Gelände, sein Theoriegebäude ein kulturell tradiertes soziales Konstrukt ist? Hat er nicht dessen sozial verbürgter Vermittlung in einer sozial organisierten und strengen Regeln wissenschaftlicher Arbeitsmoral unterworfenen, historisch gewachsenen sozialen Institution vertraut, die die Wissenschaft eben zuvörderst ist? Treibt uns nicht von unserer ureigensten Natur aus nicht weniger stark als unser Erkenntnistrieb der innere Wunsch, was wir erkannt, auch anderen mitzuteilen, sind wir nicht ebenso lehrgerig wie lernfähig, und sind wir nicht überhaupt nur durch beide Eigenschaften fähig, im ständigen sozialen Kreisprozeß von Lehren und Lernen Wissen zu erlangen, auf das wir uns verlassen können? Ist nicht auch für unsere Meinung über das, was ist und sein soll, das, was wir meinen, daß andere darüber meinen, das wichtigste Regulativ der eigenen Meinung – jedenfalls soweit wir sie zu äußern wagen? Ist es nicht – nach so vielen Erkenntnissen der Sozialpsychologie – eine Tatsache, daß wir Naturwissenschaftler die Welt, die wir außer uns und unbeeinflußt von uns als objektiv gegeben anzusehen und zu erforschen meinen, zunächst einmal durch ein durch soziales Lernen vorgeformtes Filter von Anschauungen und Vorurteilen erleben, von denen wir uns mitunter erst mühselig durch kritische Selbstbefragung lösen müssen? Besteht unsere naturwissenschaftliche Ausbildung – die eine hochtrainierte Expertenschar als eine soziale Leistung an uns vollbringt – nicht in vieler Hinsicht darin, an die Stelle eines ebenfalls im sozialen Zusammenhang erworbenen Alltagsverständnisses der Welt, ein besseres, aber eben auch in einer historisch kontinuierlich wirkenden sozialen Gemeinschaft geschaffenes und verbürgtes wissenschaftliches Verständnis zu setzen, das dann – als gleichsam qualitätsgeprüftes Vorurteil – den Interpretationszusammenhang abgibt, in den wir neue Hypothesen und Daten einbetten, womit wir ihn zugleich für die nächstfolgende Forschergeneration fortentwickeln? Und ist dieses Kreisen von sozialem Lernen eines Wissenshintergrundes und Einbauen neuer Erfahrungen in einen neu tradierbaren Wissenshintergrund denn wirklich so verschieden von dem hermeneutischen Zirkel, der die Geistes- und Sozialwissenschaften umtreibt? Ist die Metapher vom "Buch der Natur", dessen Text der Naturwissenschaftler zu entziffern sucht – wie Hans Blumenberg in seinem tiefgründigen Buch über "Die Lesbarkeit der Welt" erläutert –, das Bild, das alle Wissenschaften deshalb eint, weil alles, worum wir uns in allen Wissenschaften mühen kön-

nen, eben nur darin enden kann, daß wir – und zwar gemeinsam mit anderen gleichgesinnten Menschen sprechend, handelnd – die Zeichen deuten, die, woher auch immer, in unser Bewußtsein dringen und uns die Wirklichkeit bedeuten müssen, von der uns alles Wissen immer nur ein Gleichnis bleibt? Sind also dann die Sozialwissenschaften deshalb Naturwissenschaft, weil alle Naturwissenschaft zuerst auch Geisteswissenschaft ist, weil sie in unserem Geist erst sichtbar werden kann und weil sie – da unser Denken immer Teil eines sozialen Denkgefüges ist – zuallererst ein Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung werden muß, wenn wir verstehen wollen, was sie eigentlich sagt und tut? Unterscheiden sich Sozialwissenschaften und Naturwissenschaften dann am Ende nur dadurch, daß erstere Meinungsforschungsinstitute, die letzteren aber Forschungsmeinungsinstitute betreiben?

Damit scheint mir das Thema oft genug gewendet, um zu verdeutlichen, daß "Ja selbstverständlich nein" immer noch die beste Antwort bleibt, wenn man sich eine solche Frage zu stellen wagt.

Das alles kann zuletzt eigentlich nur bedeuten, daß wir noch lange nicht am Ende des Verstehens dessen sind, was es denn ist, das wir erkennen, und welcher Art das Wissen ist, auf das wir uns verlassen können. Das alles läuft ganz notwendig darauf hinaus, daß es der Mensch als das erkennende und aus Erfahrung Weltbilder erschaffende Wesen ist, auf das wir alle gemeinsam immer wieder unsere Neugier richten müssen, wenn wir begreifen wollen, was das ist: die Welt. Und 40 Jahre Allensbach: Was ist dies anderes als 40 Jahre aktive Neugier, die sich auf Menschen richtet, auf das, was sie sind, was sie selbst zu sein meinen, was andere meinen, daß sie sind, wie sie zu diesen Meinungen kommen können, vor allem aber, wie wir es vermögen könnten, zwischen dem, was ist, und dem, was wir darüber meinen, so klar zu entscheiden, daß aus Meinung Wissen wird. 40 Jahre Menschenforschung: Das ist nach allem, was ich sagte, ebensoviel Natur-, wie Geistes-, wie Sozialwissenschaft, weil es am Schnittpunkt ansetzt, wo sich alle Wissenschaft vereinigt, nämlich am Menschen, der zu wissen sucht. Zur wissenschaftlichen Haltung in der Begegnung mit der Welt gehört zweierlei: die offene Neugier, die erfahren will, was ist, und das Vertrauen in die Fähigkeit des Menschen, wahr und falsch zu unterscheiden, also zu erkennen. Von beidem wie in der Vergangenheit immer genug zu haben – Neugier und Vertrauen –, das ist mein Wunsch für Allensbach nach 40 Jahren, in denen stets genug von beidem zur Verfügung stand.

Anmerkung

1) Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verfassers.